

zur Feier ihres Gottesdienstes auszuliefern, widrigenfalls Marter und Tod sein Loos sei. Ambrosius weigerte sich standhaft, in das ungerechte Begehren zu willigen. Unterdessen erfuhr das katholische Volk, das mit unerjählicher Liebe an seinen Vätern und seinen Oberhirten hing, daß der Bischof im Palaste des Kaisers jake erscheinen müssen. Sogleich strömte es in Scharen herbei und umringte den Palast. Man sandte einen Offizier mit Soldaten ab, um es zu zerstreuen. Doch vergeblich; Alle riefen mit lauter Stimme: „Wir sind bereit, für unsern Glauben zu sterben!“ Da ward denen im Palaste bange. Sie laßen Ambrosius, das Volk zu besänftigen. Auf das Wort des Bischofs ging das Volk ruhig nach Hause.

Nach einiger Zeit, da der h. Bischof eben sich in der Kirche Portiana befand, erschienen Soldaten und Feldoberste, die Uebergabe der Kirche von ihm zu fordern. Sie behaupteten, der Kaiser übe nur sein Recht, denn Alles sei des Kaisers. — Ambrosius antwortete ihnen: „Verlangt der Kaiser, was mein ist, mein Landgut, mein Geld, ich würde ihm nicht verweigern, wie wohl Alles, was ich habe, den Armen gehört. Was aber Gott angehört, darauf hat der Kaiser kein Recht. Will er mein Erbe, er mag es hinnehmen — mein Leib, ich selbst will mich erbieten. Wollet ihr mich in Banden legen, mich zum Tode führen, — ich würde darüber hoch erfreut sein. Ich will die Altäre nicht umfassen, mein Leben zu retten. Lieber will ich selbst für die Altäre mich opfern.“ Also sprach der h. Bischof, denn er wußte, daß man Bewaffnete geschickt hatte, der Kirche, sich zu bemächtigen.

Plötzlich traten Feldoberste mit Soldaten in die Kirche. Bei ihrem Eintritte wurde Ambrosius von Entsetzen ergriffen denn er fürchtete, es würde Blut vergossen und ein Gemetzel entstehen, das den Untergang der Stadt nach sich ziehen könnte. Da nun die Befehlshaber in ihn drangen das Volk in Ruhe zu erhalten, gab er, ihnen zur Antwort: „Ich werde das Volk nicht aufregen, aber es ruhig zu halten, das steht bei Gott allein! — Nun verließen die Krieger die Kirche; denn alle Versuche, sie in Besitz zu nehmen, scheiterten an der Festigkeit des Bischofs. Kaiserin Justina und ihr arianischer Anhang waren außer sich vor Wuth.

Einige Tage nachher, als das gläubige Volk in der neuen Kirche versammelt war, wurden plötzlich die Thore mit Soldaten besetzt und es erschienen Diener des kaiserlichen Palastes, um Alles zur Feier des feierlichen Gottesdienstes zu bereiten, den Augustinus, ihr angeblicher Bischof, halten wollte. — Ambrosius befand sich gerade in der Kirche Portiana, als er Nachricht hiervon erhielt. Sogleich sandte er Briefe dahin, welche den Soldaten unter Androhung des Kirchenbannes befehlen mußten, nach Hause zu gehen. Die Soldaten, meistens Katholiken, gehorchten und kamen beinahe alle in die alte Kirche, wo Ambrosius sich befand. Ihre plötzliche Erscheinung erregte Entsetzen unter dem versammelten Volke; doch die Soldaten beruhigten sie und sagten: Sie seien gekommen, nicht, um zu streiten, sondern um mit ihnen zu beten. Da ward den Arianern bange und sie getrauten sich nicht, ihre Pläne auszuführen. Ambrosius aber durchschaute ihr Arglist, blieb bis zum grünen Donnerstage in der Kirche, die von Soldaten umgeben war und hielt dem Volke, das treu bei ihm aushielt, mehrere rührende Predigten, in denen er auf baldige Erlösung von den Drangsalen hindeutete. Und wirklich wurden die Soldaten zurückgezogen und die Verfolgung nahm in den letzten Tagen der Charwoche ein Ende.

Mit dem Beginn der Fastenzeit des Jahres 383 aber brach die Verfolgung mit erneuerter Wuth aus. Die Kaiserin

verlangte abermals die Auslieferung der Kirche Portiana. Ambrosius aber antwortete: „Nabot wollte das Erbe seiner Väter der Jezabel nicht übergeben und ich sollte das Erbe Jesu Christi ausliefern? Bewahre Gott!“ Nun wurde ihm der Befehl des Kaisers zugesandt, die Stadt zu verlassen. Ambrosius aber, der sah, daß der Verlust der Kirche mit seiner Abreise verbunden sei, blieb und begab sich in die Kirche Portiana, wo sich bereits eine Menge braver Katholiken versammelt hatte. Plötzlich erschienen Scharen von Soldaten, die die Kirche umringten und die zwar Jeden hineinließen, aber den strengen Befehl hatten Niemanden herauszulassen. Es brachte also das Volk mehrere Tage und Nächte mit seinem h. Oberhirten in der Kirche zu. Ambrosius tröstete und erhob das betrübte Volk durch mehrere herrliche Predigten, in denen er unter andern sagte: „Wir geben dem Kaiser, was des Kaisers ist. Die Abgabe gebührt dem Kaiser, die Kirche gehört Gott an; Niemand kann sagen, es gebe sich hierin ein Mangel der dem Kaiser gebührenden Ehrfurcht kund. Kann man ihn mehr ehren, als wenn man ihn einen Sohn der Kirche nennt? Der Kaiser ist in der Kirche, nicht über der Kirche!“ Um das Volk in diesen Tagen der Prüfung in der Kirche auf gottselige Weise zu beschäftigen, ließ er dasselbe Tag und Nacht Hymnen, die er selbst verfaßte, und Psalmen abwechselnd singen.

So verharrete der Bischof mehre Tage mit dem Volke in der Kirche, bis endlich die Soldaten ermüdet abzogen. Nun aber ging die Kaiserin in ihrer Wuth gegen den Heiligen soweit, daß sie ihm nach dem Leben trachtete. Eines Tages trat ein Mensch mit gezücktem Schwerte in das Zimmer des Bischofs, um ihn zu ermorden. In dem Augenblicke, aber, als er den tödlichen Streich führen wollte, erstarrte plötzlich sein Arm. Da bekannte er reumüthig, daß ihn die Kaiserin zum Morde gedungen; worauf der Heilige betete, und die erstarrte Hand des Meuchelmörders heilte. Bald nach dieser That fand endlich das einmütige Gebet des Hirten und der Herde um den Frieden der Kirche Erhörung.

Vertriebene Schwestern.

Im Anfang dieses Jahres wurde, wie unsere Leser wissen, in Columbus, O., ein Waisenhaus für Mädchen eröffnet und eingeweiht. Dasselbe wird von den durch Bismarck aus Deutschland vertriebenen Schwestern vom dritten Orden des heiligen Franziskus geleitet. Ueber die Reise dieser Schwestern nach Amerika bringen die „katholischen Missionen“ einen längern Bericht, den eine der Schwestern von Buffalo aus am 30. December v. J. geschrieben hat, und den wir hier folgen lassen:

„Wenn das Sprichwort: „Was etwas kostet, ist etwas werth“, die Wahrheit sagt, dann dürfen wir uns doppelt unserer Reise über den Ocean freuen, denn sie hat uns wirklich etwas gekostet. Der erste Tag unserer Seefahrt war schön, dann aber folgten acht Tage ununterbrochenen Sturmes, so daß wir keinen Fuß auf's Verdeck setzen durften; dabei war die Bewegung des Schiffes so stark, daß wir nur mit beiden Händen an einen festen Gegenstand angeklammert uns in aufrechter Stellung halten konnten und Schüsseln und Teller auf dem Boden herumtanzen. Da fühlten wir so recht die Ohnmacht des Menschen gegenüber der Wuth der tobenden Elemente. Die Wellen thürmten sich haushoch zu beiden Seiten des Schiffes und obgleich unsere Kabinen sich auf dem Verdeck befanden, sandte uns der schäumende Ocean dennoch ab und zu seine Grüße in recht unwillkommener Weise durch die verschlossenen Thüren und Fenster. Das

Unangenehmste bei der Geschichte war, daß die See auch von uns ihren Tribut verlangte und wir ihn sehr reichlich zahlen mußten. Was Du mir von Willenskraft gesagt hast, ist sehr schön, leider aber nicht es uns nichts in unserer erdärmtlichen Lage; nolentes volentes, wir mußten zahlen. In der Nacht vom 28. auf den 29. November hatten wir einen förmlichen Orkan, welcher auf dem Verdeck von einer Welle gefaßt und mit solcher Gewalt an ein Eisenländer geschleudert, daß ihm der Vorderkopf in der Länge einer Hand bis auf's Gehirn gespalten wurde. Nach unserer Ankunft in New York wurde er von den Nachener Schwestern in ihr Hospital aufgenommen. Ebenso zertrümmerte eine Welle in der Nacht die Kabine eines andern Kellners und schwenkte seine ganze Habe über Bord. Gegen Morgen endlich wurde auch noch der Koch mehrere Fuß weit über das Verdeck und dann zu Boden geworfen, so daß der Arme ein Bein brach. Es war ein Glück, daß wir in den Nachener Franziskanerinnen so geschickte Krankenwärterinnen an Bord hatten, die sich der Verwundeten mit der größten Liebe und Aufmerksamkeit annahmen.

Am Feste des hl. Franziskus Kaverius (3. December) hatten wir zum ersten Male wieder schönes Wetter; wir konnten daher auf dem Verdeck die hl. Messe feiern, d. h. gemeinschaftlich die Messgebete lesen und die dazu gehörigen Lieder singen. Um dem schlechten Wetter zu entgehen, hatte unser Schiff eine ganz südliche Richtung eingeschlagen, bis fast zu den azorischen Inseln; wir machten somit einen Umweg von mehr als 500 engl. Meilen und hatten es dann auch so warm, wie bei uns im Mai und Juni. Das Wetter blieb jetzt ziemlich gut und am Abend des 13. December legten wir uns zur Ruhe mit der frohen Hoffnung, am folgenden Morgen das heißersehnte Land begrüßen und betreten zu können. Das ist nun zwar auch geschehen, aber ganz anders, als wir dachten.

Bereits gegen halb elf Uhr Abends wurden wir in sehr unangenehmer Weise aus dem Schlafe geweckt, und zwar durch einen gewaltigen Stoß, der das ganze Schiff erschütterte. In der Meinung, man werfe die Anker, wollte ich schon aufspringen, um aufs Verdeck zu eilen, da erfolgt ein neuer Stoß, zugleich flogen die Thüren unserer Kabinen auf und man ruft uns hastig zu: „Schwestern, rasch auf! das Schiff ist aufgefahren; die Rettungsboote sind bereit.“ Unser Schreien war nicht klein, in drei Minuten waren wir fertig und harrten beklommenen Herzens der Dinge, die da kommen sollten. Die erste Kunde, die uns zukam, war beruhigender Natur. Die anfängliche Befürchtung, das Schiff möchte an der Seite aufgefahren sein und deshalb in Gefahr stehen umzukippen, hatte sich bei näherer Untersuchung als unbegründet erwiesen; das Sentblei zeigte zu beiden Seiten noch 14 Fuß Wasser und nur das Vordertheil des Schiffes hatte sich in den Sand eingebohrt. Man versicherte uns, daß wir bis zum Anbruch des Tages ohne Gefahr an Bord bleiben könnten, am Morgen würden die Remorqueure unsern Dampfer wieder flott machen.

Auf dem Verdeck gab es unterdessen ein wildes Durcheinander; das beständige Hämmern, Rufen, Hin- und Herlaufen der Mannschaft, der klagende Ton des Hülfssignals, das in kurzen Zwischenräumen erkante, die aufgeworfenen Raketen etc. ließen uns ahnen, daß die Gefahr größer sei, als man uns gestehen wollte. Ab und zu kam auch der erste Steuermann, um uns Nachricht zu bringen, allein auch an ihm merkten wir bald, daß

es schlimmer sei, als er uns mit Worten mittheilte. Inbessen verhielten wir uns ganz ruhig und beteten; wir wußten ja, daß wir in Gottes Hand standen. Gegen 3 Uhr Morgens vernahmen wir ein merkwürdiges Geräusch vom Verdeck her und auf unsere Erkundigung nach der Ursache erfuhren wir, daß man die Ladung ins Meer zu werfen angefangen habe, da das Schiff, wie wir auch an unsern Salzen merken konnten, immer tiefer in den Sand einsank. Als wir gegen 7 Uhr das Schiff verließen, hatte man bereits gegen 3000 Centner Zucker ins Meer geworfen und man beabsichtigte mit dieser Arbeit noch bis um Mittag fortzufahren.

Auf die Nothsignale waren drei kleine Schlepper herbeigeeilt; sie konnten aber der Ebbe wegen während der Nacht nichts thun. Um 7 Uhr brachte man uns die Nachricht, daß ein Schiff bereit sei, uns ans Land zu bringen. Wie werde ich vergessen, mit welchen Empfindungen ich über das Verdeck schritt, das mit Zucker wie mit Schnee ganz bedeckt war. Ich war die erste, welche die schwankende Leiter bestieg; der Capitän und die beiden Offiziere leisteten uns die nöthige Hülfe, und die guten Matrosen schauten ganz betrübt dem traurigen Abzuge der Schwestern zu. Es waren alle so brave Menschen auf dem Schiffe und wir hatten manchmal Gelegenheit gehabt, uns sowohl an der Freundlichkeit und Gefälligkeit als ganz besonders an dem unermüdeten Benehmen der ganzen Mannschaft zu erbauen. Mit dem festen Vertrauen, der liebe Gott werde so gute Menschen nicht unkommen lassen, bestürmten wir den Himmel um Rettung des Fahrzeuges.

Glücklich und ohne weiteren Unfall kamen wir alle auf dem kleinen Hülfsdampfer, der uns in zwei Stunden in den ersten Hafen von Brooklyn brachte. Von hier telegraphirten wir unsere Ankunft an die Nachener Franziskanerinnen, welche in New York ein Hospital besitzen. Nach anderthalb Stunden schon trafen zwei jener lieben Schwestern mit einigen Wagen ein und nun ging es nach New York zum Hospital der Franziskanerinnen. Hier war Alles Liebe und Herzlichkeit, nur deutsche Schwestern, die an Zuverlässigkeit gegen die neuen Ankömmlinge mit einander wetteiferten. Wir blieben von Montag bis Dienstag Abends 7 Uhr in New York, reisten die Nacht durch und kamen am Mittwoch Nachmittag hier in Buffalo an, wo unsere Schwestern uns mit großem Jubel empfingen.

Drei der mit mir angekommenen Schwestern reisten am nämlichen Tage in Begleitung einer englischen Postulantinnen nach Columbus, O., wo ein großes Haus für den neuen Wirkungskreis ihrer wartet. Hier in Buffalo haben wir zwei Klösterchen, jedes mit 7 Schwestern, das eine in der Nähe der St. Michaels-, das andere bei der St. Anna-Kirche. Ich bin im St. Michaelskloster und werde gleich nach den Weihnachtsfeiern das Vergnügen haben, ein Regiment von 60 wilden, unwissenden Knaben im Alter von 9—12 Jahren zu übernehmen und außerdem noch einige Stunden in der Töchterchule geben. Mit großer Unwissenheit verbindet die amerikanische Jugend eine gute Portion Ungezogenheit, wie ich sie in Deutschland nicht kennen gelernt habe; es erklärt sich dieses allerdings wohl theilweise daraus, daß die einwandernden Deutschen durch die vielen für ihr zeitliches Fortkommen durchaus nothwendigen Arbeiten abgehalten werden, auf die Erziehung ihrer Kinder die nöthige Zeit zu verwenden. Vorläufig haben die Schwestern saure Arbeit und wenig Erfolg, doch wird es mit Gottes Gnade wohl besser werden.“